

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Der Rosenstein
Autor: Gassert, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Eine entzückende Arbeit!“ sagte ich, das Stück zurückreichend.

„Arbeit?“ lächelte ter Borg. „Er ist ja ungeschlissen!“

„Ungeschlissen?“ wiederholte ich fragend.

„Tawohl,“ bestätigte der Händler, „Herr ter Borg kaufst nur ungeschliffenes Gut!“

Zwei ansehnliche ältere Damen gingen vorüber. Sie unterhielten sich französisch.

Plötzlich wandte sich die eine um und rief auf holländisch ter Borg an: „Karel, ich mache mit Madame Bertier einen Spaziergang nach Brunnen!“

Mein Nachbar erhob sich, zog seinen Hut wie vor einer Fremden und verneigte sich.

„Eine Holländerin?“ fragte ich.

„Tawohl,“ sagte ter Borg, „meine Frau,“ und beugte sich mit geschärften Augen über den ungeschliffenen schönen Edelstein.

Der Rosenstein.

Skizze von Paul Gassert, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Unter den österreichischen Alpenstraßen ist eine, welche in breiten Tälern allmählich ansteigt. Sie geht an schönen Wäldern hin oder sie durchschneidet solche; wer auf ihr wandert zu Fuß, bleibt manchen Tag in Gesellschaft schweigamer Tannenwaldes, und von einem erhöhten Standpunkte befäme man außer dem Himmelsbogen fast nur sein welliges und dunkles Grün zu sehen mit der geschlängelten weißen Heerstraße. Die höheren Gegenden waren denn lange Zeit durch diese Waldungen von der übrigen Welt abgeschlossen, und noch immer empfangen sie ihren Charakter von den ernsten Tannenhängen ringsum. Dann auf der Höhe des Gebirges, wo die Bäche sich scheiden nach Nord oder Süd, treten zwei Berge plötzlich so eng zusammen, daß die Straße zwischen ihnen sich durchzwängen muß wie durch ein festes Tor; sie findet kaum Raum für sich selber, und dennoch haben die Menschen ein Städtlein hineingestellt in den Engpaß. Vielleicht deshalb, weil wir von je gerne Rast machen an einer Scheide, genug, das Städtlein hat noch Platz gefunden. Es sind nur zwei Reihen kleiner Häuser, welche an die Bergwände angebaut die Straße erst recht zum Paß machen, überdies ist sie auch noch versperrt mit starken Türmen. Für den Wanderer ist es vergnüglich, nach Tagen der Waldeinsamkeit unvermutet in ein Städtlein zu gelangen, das ein jeder passieren muß, der etwa von Graz an die Donau will oder so ähnlich. Jedoch aufs lieblichste ist überrascht, wen ein Sommerabend dahinführt; denn es ist kein Haus, ja kein Gemäuer im Städtchen, das nicht von wilden Rosen überklebt wäre, leuchtend rote und weiße winden sie sich auf zu Auslug und Dach, daß du wie im Märlein stehst und staunest. Fragst du aber, wie die Rosen da hinaufgefunden durch den weiten Tannenwald, so heißt es: Die kamen vom Stein — und das ist eine schreckliche Bergwand, welche nicht weit vom Städtchen an der Straße sich hinzieht und sie das ganze Jahr in Schatten legt. Die Wand ist grauenhaft anzuschauen, wie sie fahl und schwarz über der Straße sich austürmt. Aber einmal war sie mit den lichten Rosen versponnen, und der kühnste Fels, welcher über andere hinaufragt, ist der Rosenstein. Dies ist die Geschichte davon:

In der Zeit, da deutsche Herren auf allen Alpenstraßen nach Welschland fuhren, weil ihr König und Kaiser in Welschland war, damals waren im Städtchen neben einer großen und wohlversehenen Herberg vor allem zwei Handwerke nötig: der Hufschmied und der

Sattler. Nun ist von einem gewissen Hufschmied etwa das zu sagen, daß er ein munterer Mann war, und das konnte er wohl, weil sein Handwerk einen guten Boden hatte, aber daneben der Sattler hätte deswegen ebensowohl munter sein können und war es doch nicht. Denn der Sattler war ein Sinniger. Von ihm mußte man allerlei erzählen. Der konnte, wenn er auf seinem Aedelstein häkte, einstmals die Hade fallen lassen und in die leere Luft starren, als wolle er ein Loch hindurchgucken, und wenn man ihn dann anrief, schraf er grad zusammen. Oder des Abends, wenn man im Städtchen zusammensaß und eins erzählte, so lief der vom oberen Tor zum unteren und vom unteren zum oberen, als wäre das Städtlein ein Räfig. Oder Sonntags lief er nicht nach Kurzweil, sondern in den Tannenwald: ein lediger junger Mann! Wenn fremde Gäste ihn nach der Herberg rufen ließen, war seine Arbeit zwar zur Zufriedenheit, er selber jedoch in sich gelehrt und wortkarg, wo der Hufschmied sein Käpplein lüftete und der Reise nachfragte.

Nun geschah es einmal, daß früh im Jahr ein Zug vom Norden kam, und wie die Pferde auf dem städtischen Pflaster flapperten, stellten die Leute sich in ihre Türen. Da sahen sie einen vornehmen Herrn reiten mit einem Fräulein und hinter ihnen ein Trüpplein Knechte; aber das Fräulein war so überaus schön und fein, wie noch keines durchs Städtchen geritten oder gefahren. Dann stand man um die Herberg herum und redete über die wohledeln Gäste, woher sie kämen und was sie nach Süden treiben möchte. Die Knechte striegelten am Brunnen ihre Pferde und sagten eins, das andere behielten sie für sich. Hufschmied und Sattler wurden gerufen, der Schmied lüftete sein Käppchen und half den Leuten fragen, der Sattler verschloßt, was etwa zu sagen war. Dann spazierte das Fräulein durchs Städtchen, die Leute glockten und boten Gruß, das Fräulein dankte freundlich, und nun schien es noch holdseliger als zuvor. Sie sagte zum Hufschmied: „Wohl, Meister, mache meinem Rößlein gute Schuh!“ und der Schmied lüftete seine Kappe und sagte, sie solle mit seinem Beschlag bis nach Rom kommen oder auch weiter; sie wollte dem Sattler einiges sagen, aber der quittierte bloß mit Kopfschütteln. Nachher kam die Wirtsmagd zum Brunnen und meinte, das köstlichste auf dieser Welt wäre doch das Glaskästlein, das dem Fräulein gehörte und voll Blumen sei von feinstem Geruch, und das Fräulein führte das Glaskästlein immer mit sich auf dem



Fritz Gisli, St. Gallen.

Vor dem Tor (Radierung).

Pferd, ob sie's nicht gerochen hätten beim Einreiten? Nein, aber einige hatten das Kästlein gesehen; was für Blumen das wären? I mein Gott, ganz fremdländische! Nun, das Wirtstöchterchen, das Gesellschaft leisten müßte, hätte welche bekommen. Den andern Tag zeitlich standen die Leut wieder vor der Herberg, es wurde zum Aufbruch gerüstet. Die Pferde stampften ungeduldig, während sie aufgesattelt und bepackt wurden. Die Knechte warteten schwatzend. Hinter den Herrschaften ging der Wirt mit vielen Verbeugungen. Es wurde dem Fräulein in den Sattel geholfen, und da war wirklich das kostbare Glaskästlein mit den Blumen vor ihr aufgehoben. Der Herr schwang sich auf und nach ihm sogleich alle Knechte, der Wirt knickte und das Fräulein nickte, und sie ritten, die Pferde klapperten wieder auf dem städtischen Pflaster. Als sie ans Tor kamen und in den finstern Südturm hinein sollten, scheute des Fräuleins Schimmel und wich zurück; aber da war plötzlich Meister Sattler zur Stelle, griff die Zügel, streichelte das Tier und führte es durch den Turm hindurch. Dann hörte das Gebrüll auf; aber der Meister Sattler beugte sich schnell und küßte des Fräuleins Kleid, da griff sie in ihr Kästlein und gab eine Hand voll Rosen zu ihrem warmen Blick. Und nun sprengte das Trüpplein davon — nach Süden — während die Leute noch vor ihren Häusern standen und dies und jenes sich sagten, auch wie der Sinnierer besonders gnädig verabschiedet worden; doch als man nach ihm sich umsah, war er nirgends. Da sie ihn den ganzen übrigen Tag nicht zu sehen bekamen, wollten einige behaupten, er laufe hinter dem Trosse her, aber andere hatten ihn vor dem Nordtor gesehen; es stellte sich heraus, daß er vom Steine kam, des Abends. Und das ward nun seine Gewohnheit, auf den Stein zu klettern und nach Süden zu schauen, und das Fräulein war schuld daran, daß er vollends den Verstand verloren; denn er trug ihre Blumen in ein Säcklein genäht auf der Brust. Mit dem Säcklein auf der Brust saß er zuhöchst auf dem Stein, man konnte ihn vom Tal aus sitzen sehen wie ein Steinbild, wenn die Sonne hinunterging: das war seine Sonntagsandacht und war sein Feiertag. Erst mit der Dunkelheit kam er ins Städtchen zurück und sah dann aus wie ein Verstörter. Die Bergvögel nesten draußen am Stein,

bald fliegen sie im Schatten der finsternen Bergwand, bald hängen sie hoch in den blauen Lüften; manchmal aber kreisen sie unaufhörlich um den hohen Fels, welcher über die anderen hinaufragt, und es ist grauslich zu sehen, wenn ein Mensch darein sich mischt, da oben sitzt, stundenlang, daß er nur wie eine der vielen Bäden vom Fels abstießt.

Der Herbst kam, aber er hatte es eilig. Er verbreitete schnell den Schatten, welchen die Bergwand über die weiße Straße legt, dann begann er die rote Sonne in seinen Dunst zu fangen, daß sie in ein Meer von Blut versank noch vor dem Abend, er vergaß auch nicht die vereinzelten Laubbäume im Tannwald vor aller Augen zu entblößen. Aber dann machte er sich hastig davon, und die rauhen Winde, welche vor dem Winter hergehen, trieben die letzten Wanderer vor sich hin, sie fegten die Heerstraße leer, und im Städtchen rüstete man auf die kalte Zeit.

Oben auf dem Stein sitzt der Sinnierer; er allein mag nicht weichen vor dem Winter. Er sitzt immer da oben, starrt nach der roten Sonne, starrt nach fernnen Vogelzügen. Die Täler liegen in blauem Dunst; aber dahinten, hinter den ragenden Bergen ist es licht. Jeden Tag flieht ein Trüpplein Bergvögel gen Süden, jeden Tag überwallt ihm das Herz, indem er den Fliehenden nachstarrt: da stoßen sie auf, die Beschwingten, die kühnen und stolzen Bahnen der Sehnsucht. Einige

Nachzügler jagen noch an den Wänden in Hast und Unruh — morgen ist er's allein, der zurückblieb, ein Gefesselter. Die Abendröten flammen auf von Süden, ein rotes Meer von Glut schlingt die matte Sonne in sich hinein. Er sitzt und starrt, starrt in die schwindende Sonne, streckt die Hände, daß er sie halte — halte die schwindende Sonne. Ein Abendläuten dringt auf zu ihm, das Abendgebet seines Städtchens schwingt auf in die brennenden Lüfte. Da schreit er hoch auf und wirft die Arme auf, empor nach den brennenden Lüften. Die Bergvögel rufen hell heraus aus dem fressenden Dunkel des Tales; da schreit er so gell und wirft die Arme und schlägt mit den Armen und springt weit hinaus — hell rufen die Bergvögel, wie er auf die erste Schroffe ausschlägt und auf die zweite und dritte...

Spät und trüb hebt sich die Sonne; einige Bergvögel stoßen auf gen Süden; öd ist der Stein. Dann haben die Leute vom Städtchen gefußt, aber sie haben



Friedr. Rössler, St. Gallen.

Kinderdoppelbildnis (Radierung).

den Leichnam nicht; in einer tiefen Schrunde lag er geborgen. Der Winter fiel über's Land: hüllt alles in seinen dichten Schneemantel, wie schlafend liegt das Städtchen, eingebettet zwischen beiden Bergen. Nur die zwei Türme ragen trozig aus der weißen stillen Welt, und diese sind es auch, die ihre Wetterfahnen knarren lassen, wenn der Südwind wieder rauscht, wenn die Bächlein wieder rauschen und über dem Städtchen blanke Wolken ziehen.

Noch einmal stiegen die Leute auf den Stein, dem armen Narren ein Kreuz zu stellen; der schreckliche Fels ist noch schrecklicher geworden davon. Wieder ein Weilchen, so begann es zu sprossen aus dem Schrund, ein junges Holz rankte am Kreuzlein auf, wuchs zum

grünen Rosenbaum und wuchs mit jedem Jahr, kletterte mit allen Felskanten und allen Felsriegen, bis daß der ganze Stein, so hoch er sich auftürmt, umspannen war von lauter zarten Nestlein, und die Nestlein trieben Blatt und Blüte; aber die Blüten machten den schreckhaften Stein lieblich, sie hingen licht um ihn und streuten ihre zarten Blütenblättchen über die Straße hin, sie machten den düstern Schatten gelinde, welchen die Bergwand über die Straße legt, daß alle zu staunen anfangen, die dahinfuhren.

Es ist wiederum alles abgedorrt, und dräuend hängt wieder die kahle Wand ob der Heerstraße; aber es heißt noch der Rosenstein, und im Städtchen, wo sie gehegt und gepflegt sind, blühen die Rosen noch...

Zu den Radierungen von Fritz Gilli.

Mit einer Kunstbeilage und acht Reproduktionen im Text.

Fritz Gilli ist in unserem Lande einer der Jüngern unter den Jüngern der Kunst. Heute tut er gewissermaßen den ersten Schritt in die weitere Offentlichkeit. Gleichzeitig, da die „Schweiz“ den talentvollen Künstler in ihrem Leserkreis einführt, stellt er sich auch im Zürcher Kunsthause mit einer größeren Anzahl Arbeiten vor. In unserer Zeitschrift will für dieses Mal der Maler Gilli dem Radierer den Vortritt lassen.

Vor nicht gar langer Zeit noch stand Fritz Gilli in einem jener Ateliers, von denen aus die st. gallische Industrie ihren künstlerischen Impuls erhält oder wenigstens erhalten sollte. Städtereizeichenkunst ist ehrlichste Brotfunk; jedes Dessen hat sozusagen seinen bestimmten Marktpreis. Um dieses Preises willen wird den ganzen lieben Tag lang entworfen und gezeichnet, heute Bierviertelrapporte, morgen Seehsviertelrapporte. Man sieht, diese Kunst ist voll Abwechslung! Und wer tüchtig darin ist, der kommt zu etwas; ein Hochschulprofessor bringt's selten so weit... Allerdings: innere Befriedigung bietet solch eine Art der Kunstbetätigung einer künstlerisch streb-

samen Natur nicht. Im Gegenteil: durch sie wird nur allzuoft die Kunst zur Schablone, das Schaffen zur Sklaverei. Wer diesen negativen, verflachenden Einflüssen der Industriefunk entgehen kann, der ist schon jemand. Und wer, um der wahren und echten Kunst ganz dienen zu können, eine sichere Existenz für eine unsichere preisgibt, der bekommt damit einen starken Willen und ein mutiges Selbstvertrauen in die eigene Kraft.

Während seiner ganzen künstlerischen Tätigkeit hat sich Fritz Gilli mit großer Liebe, mit Eifer und Ausdauer dem Malen und Radieren hingegeben. Die freien Stunden und Tage widmete er ganz der freien Kunst. Letzes Jahr ging er studienhalber nach Paris, insbesondere um seine maltechnische Ausbildung zu fördern. Was Gilli als Radierer leistet, hat er aus sich selbst gelernt; doch ist ihm der Pariseraufenthalt mittelbar auch auf dem Gebiete der Graphik zugute gekommen. Seine letzten Blätter, wie das „Kinderbildnis“ (S. 523), sowie ferner „Die Verleumdung“ und „Der Krieg“, die im Kunsthause zu sehen sind, legen Zeugnis davon ab.



Fritz Gilli, St. Gallen.

Der Sämann (Radierung).